

Aus dem zürcherischen Lungensanatorium

Autor(en): **Nägeli, Eduard**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **4 (1900)**

Heft 10

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-573015>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Töpferprodukte aus Pfahlbauten der Schweiz.

Die Spanörter in Engelberg.

Mit Ansicht nach Phot. P. Em. W., Engelberg.

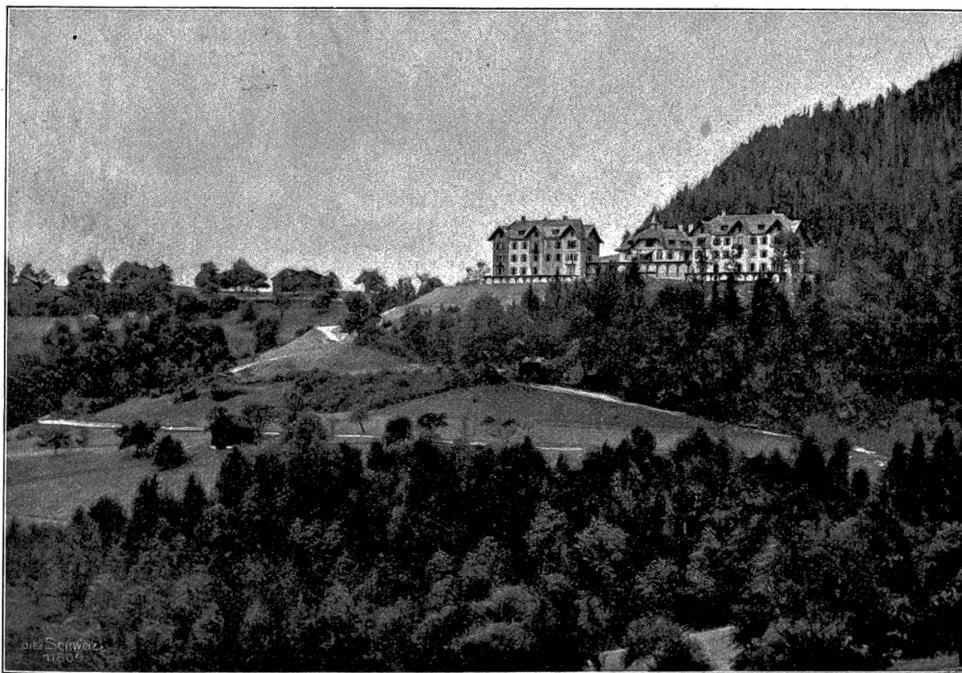
Wenn der Wanderer von Westen her das weltberühmte, freundliche Hochthal von Engelberg betritt, so bleibt er staunend stehen ob dem überwältigenden Eindrucke, den der Kranz der vor ihm aufsteigenden Gebirgskolosse auf ihn macht. Wie kühne, riesige Recken stehen sie da, dicht aneinander gereiht, als Hüter und Schützer des lieblichen Thalgrundes, der sich zu ihren Füßen ausbreitet. Neben der strahlenden Silberkuppe des Titlis ragen im Hintergrunde die schroffen Felsmassen der Spanörter aus gewaltigen Eisfeldern empor, zwei Riesen, die sich als Wächter des an ihnen vorbeiführenden Surenenpasses auf breiten Schneefeldern gelagert haben. Das große Spanort erreicht in seiner südlichen Spitze eine Höhe von 3203 Meter und ist vom Spanortjoch aus in 1—1½ Stunden über Felsen und Firn für tüchtige Bergsteiger zugänglich. Bedeutend ge-

fährlicher, aber auch um so interessanter ist die Besteigung des nördlich gelegenen Zahnes (3117 Meter), der in den Fünfziger Jahren die ersten Besucher seine steile Spitze erklimmen sah. Von Engelberg aus gesehen, erhebt sich rechts von seinem größeren Nachbar der kleine Spanort (auf dem beigegebenen Bilde nicht mehr sichtbar), der dem Besteiger bedeutende Schwierigkeiten bietet. Seine Schichten aus Jurakalk sind horizontal gelagert, und die jäh abfallenden Köpfe derselben bilden eine Art Mauer, an deren schmalster Stelle sich die kühnen Bergsteiger zum Teil am Seile, in freier Luft schwebend, hinaufturnen müssen. Nicht der lohnenden Aussicht wegen wird diese Steinfeste erstiegen, die mutigen Eroberer finden ihren Genuß in den interessanten und an Abwechslung reichen Kletterpartien.

Aus dem zürcherischen Lungenanatorium.

Von Eduard Nägeli, Rapperswyl.

Mit zwei Abbildungen nach fotogr. Aufnahmen von D. Amrein, mod. pract.



Das zürcherische Lungenanatorium.

Braune Hütten an den grünen Hängen
Liebe ich seit meiner Jugendzeit;
Serdenslang und fröhlichem Gesangs
Lautsch' ich stets mit gleicher Seligkeit!

Schön und heimelig liegt das Bläggchen, wo ich mich abends einfinde, um meine Seele am Frieden der Berglandschaft zu stärken. Es ist kein großartiges Bild, das sich hier entfaltet, aber die Harmonie und Ruhe desselben üben eine seltsam wohlthunende Wirkung. Wie glücklich nur schaut aus einem Obstbaumkranz das kleine Dörflein Giebel, mit dem Duzend Bauernhäuser und dem weißen Kirchlein hervor! Leicht begreife ich die helle Lebenslust der Buben und Mädchen da drüben in

meinem Idyll. Voll aufrichtiger Begeisterung würde ich gerne hinüber antworten, jubelnd und dröhnend, wie ich es als Wanderburische gekonnt und geübt. — Jäh weckt mich die Erinnerung an mein Leiden aus dieser Träumerei, doch im nächsten Augenblicke kehrt die alte, frohe Stimmung zurück.

„Guten Abend!“ — „Guten Abend!“ erwidere ich einer Schar heimziehender Mitpatienten. Ich schließe mich an, und auf kurzen Wegen wandern wir den Forst entlang zum Sanatorium, zur vorgeschriebenen Liegekur.

Da wir etliche Minuten zu früh sind, benütze ich die Gelegenheit, um über die Anstalt, an die sich so viel Hoffnungen



Bronzen aus Schweizer Pfahlbauten.

knüpfen, Allgemeines zu sagen. Das dreiteilige Gebäude erhebt sich auf einer sonnigen Terrasse des Faltigberges, 900 m ü. M. Höhenzüge halten die Winde im Norden und Osten genügend, im Westen teilweise ab, während der Süden der Bestrahlung offen liegt. Der Mittelbau enthält die Wohnungen für den Arzt, der zugleich Direktor ist, und für den Verwalter. Im Parterre befindet sich der große Speisesaal, und zwei Stiegen tiefer treffen wir die guteingerichtete Küche an. Der rechte Sanatoriumsflügel ist für die weiblichen Kurgäste, jener links für die männlichen Patienten reserviert. Drei große, gedeckte

wird eben von der Hauptzahl der Gäste bewiesen. Da gibt es gar prächtige Leistungen im Essen, und infolgedessen bedeutende Gewichtszunahme und Besserungen. — Die Oberchwester, als Tafelpräsidium, erhebt sich, die Kuranten folgen, und im Nu ist der Schwarm nach rechts und links zerfahren. Für die meisten Patienten ist wieder Liegekur bis 1/2 10 Uhr, während delikateren Naturen, wie der Schreiber dieses Artikels, sich gleich zur Ruhe begeben. Die weichen Betten und die einfachen, luftigen Schlafzimmer befriedigen allgemein. Mit Einbruch der Nacht spielt das Acetylen seine leuchtende Rolle. Bald strahlt

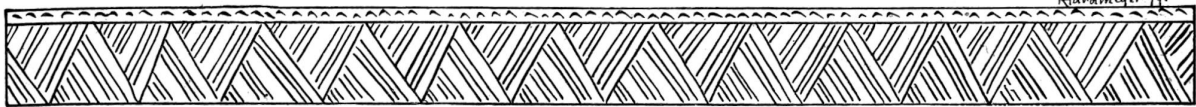


Das zürcherische Lungen-sanatorium.

Hallen, längs der Südseite der Anstalt sich hinziehend, dienen als Hauptaufenthalt während des Tages. In gleichmäßigen Abständen sind geflochtene Liegestühle aufgestellt, mit Matratze und Wolldecke zu weiterer Bequemlichkeit ausgerüstet. Kurz nach 6 Uhr ist kein Thron mehr frei. Es gewährt einen etwas komischen Anblick, die Leute mit dem Fieberthermometer im Mund, daliegen zu sehen. Wer normale Temperatur hat, erlaubt sich ein Spiel wie: Galma, Domino zc. mit seinem Nachbar, inzwischen andere Kuranten lesen oder plaudern. Rasch geht die Stunde herum; schon rufen die grellen Töne der Hausglocke zum Essen. Im geräumigen Saale finden sich das strenge und das zarte Geschlecht ein, in allen Altersstufen vom WC-Schützen bis hinauf zu den Vierzigjährigen. Handwerker, Lehrer und Landwirte, Stadtfraulein, Fabrikarbeiterinnen und Dienstmädchen sitzen hier beisammen; alle von einem Wunsche befeuert: gesund zu werden. Drum haben sich auch alle für drei Monate verpflichtet, der unbedingt erforderlichen Kurzeit. Daß die Luft im zürcherischen Oberland günstig den Appetit beeinflusst;

das ganze Sanatorium in einer Lichtflut, die weithin sichtbar ist. Spät läutet Giebel seine Betzeitglocke, indessen unten in der Liegehalle ein stimmenkräftiges Quartett sich in Männerchören übt. Dann und wann versucht sich ein Student auf der Mandoline und wiegt uns mit weich klingenden Liedern in den Schlummer. Ob die Luft schuld sei oder das stille Kurleben, ich weiß es nicht, doch so viel ist sicher, daß ich bis anhin nichts Erzählenswertes träumte. — Lassen wir also die Sterne vergehen und den neuen Morgen tagen.

Golden scheint auch heute die Sonne und macht den Sanatoriumsbewohnern das Aufstehen leicht. Im Sommer ist um 6 1/2 Uhr Tagwacht und um 7 Uhr geht es zum Frühstück. Nachher begibt man sich ins Freie. Die Lauluftigen unternehmen einen Spaziergang, zwar ebenfalls innerhalb der gezogenen Grenzen; diese letztern dürfen bloß mit ärztlicher Erlaubnis überschritten werden. Weniger rüstige Patienten benutzen alle hundert Schritte die zahlreichen Bänke, wo sie mühelos ein großes Stück Welt in voller Schönheit betrachten



Verzierungen auf einem Gefässe aus einem Pfahlbau.

können. Bei klarem Wetter: ist die Aussicht hier, namentlich gegen Süden, wunderbar, und unermülich schweift der Blick von einer landschaftlichen Perle zur andern. Grüne Hügel mit halbverborgenen Dörfern und große, dunkle Wälder liegen zu Füßen. Döstlich schließt sich die Linthebene an mit dem gleichnamigen Kanal, der wie ein Silberfaden durch das Streuland zieht. Einzig lieblich ist das Bild vom Zürichsee. Das weite, stille Wasser, umgeben von schmucken, reichen Ufern, stimmt so feierlich, als ob ein ewiger Sonntagmorgen wäre. Noch sind die Reize der sich darbietenden Natur nicht erschöpft. Hinter den Boralpen, von denen besonders Aubrig und Fluhbrig, die Mythen, Nigi und Pilatus Erwähnung verdienen, steht eine gewaltige Kette von Bergen, im Glanz der Frühherbstsonne. Links, mit dem Würtschentock beginnend, folgen in ununterbrochener Reihe die treuen Hüter des Glarnerlandes: der königliche Glärnisch, der eisstarrende Tödi, die Clariden. Nicht weniger deutlich steht man die beiden Windgällen, den massigen Urrotstock, den stolzen Tittlis, ja sogar das ferne Finsteraarhorn mit einigen Trabanten. Diesen köstlichen Naturgenuss hat man selbst auf der Liegehalle, wo sich um 1/210 Uhr wieder Alt und Jung einstellt. Bald passiert der Arzt die Reihen, hier fragend, dort Rat schläge erteilend, indem er sich an die von jedem Patienten geführte Temperaturtabelle hält. Diese Kontrolle nötigt den Kuranten zur Vorsicht, denn erhöhte Körperwärme wird mit Bettliegen ausgezeichnet, was selten auf die Länge behagt.

Nach einstündigem Faulenzen wird ein zweites Frühstück, aus Milch, Käse und Brot bestehend, genossen. Neugekärkt, liest man die eben angelangte Post, und je nach den Berichten gelaunt, unternimmt man stumm oder pfeifend den Mittagsbummel. An heißen Tagen wird der Schatten aufgesucht, einerlei, ob ihn Tannen oder das Vordach einer Scheune spenden. Ein sehr beliebter Aufenthalt ist die obere Waldhütte, deren Wände gar mancherlei Sprüche sich schon gefallen lassen mußten.

Wo sich eine Gruppe von Patienten aufhält, fehlt meistens der Humor nicht, und gute Scherze sind nicht selten. „Himmelhoch jauchzend oder zum Tode betrübt“ gilt besonders für Lungenkranke, aber wenn geklagt wird, so geschieht es nie in größerer Gesellschaft. Es wäre immer ein Wigbold da, der aus Bacillen lustige Matkäser machen würde, und das Jammern nähme ein trauriges Ende. — Ins Sanatorium zurückgekehrt,

halten die Kuranten noch kurze Siesta, dann kommt das Hauptereignis des Tages, ein kräftiges, einfaches Mittagessen. Wie gut das Wasser zu allen Gerichten mundet, lernte ich erst hier oben schätzen, wo es keine Weinkarte zu studieren und keine Bierprobe gibt. Mit Recht ist hier der Alkohol verpönt, und mancher entlassene Patient trägt mit der gekräftigten Lunge auch richtige Ansichten über die Mäßigkeit nach Hause. Als Hauptgetränk der Sanatoriumsgäste dient Milch. Zwei Liter pro Person und pro Tag sind nicht zu hoch gerechnet.

Das Beispiel der vielen andern Gäste hilft am besten mit, einen Frischangekommenen an das Kurleben zu gewöhnen, und schließlich gereichen die etwas strengen Vorschriften nur zum Nutzen der Patienten selbst. — Vorüber ist das Essen! Zur besseren Verdauung werden die nächsten zwei Stunden als Liegekur verbracht, wobei häufig ein Nachmittagschläschen zu Ehren gezogen wird.

So sind denn Ruhen, Essen und Spazierengehen die ganzen Leistungen der Lungenkranke und folgen sich in steter Reihenfolge. Bei solchem Verhalten muß ein nicht zu sehr geschwächter Patient sich mehr oder weniger erholen. Bereits sind schon im hiesigen Sanatorium eine Reihe schöner Kuren gemacht worden, sowohl im Winter wie im Sommer. Leider sucht aber ein großer Teil von Lungenleidenden die Heilstätte immer noch zu spät auf. Erst, wann das Volk und selbst Aerzte die Krankheit in ihren Anfängen ernst genug nehmen, dann kann das Sanatorium seinem Zwecke voll entsprechen.

Bewegte Szenen spielen sich an den Besuchstagen in den Gesellschaftszimmern ab. Ob Gatten oder Eltern sich hier oben einfinden, um ihr krankes Liebste zu begrüßen, meistens fließen Thränen der Rührung und der Freude. Häufig können die Besucher Fortschritte in der Gesundheit ihres Lieblings konstatieren, und froheren Sinnes gehen die Leute wieder heim. Welcher Jubel herrscht aber erst, wenn der ehemalige Kranke nach erfolgreicher Kur geheilt oder bedeutend gebessert und für Jahre wieder arbeitsfähig zu Frau und Kindern oder zu seinen alternden Eltern zurückkehren kann. Wohlgenut und doch ergriffen scheidet der Entlassene von seinen Mitpatienten und vom Sanatorium. Dankbar wird er der wohlthätigen Anstalt, des besorgten Arztes und der treuen Pflege noch lange gedenken.

Wir aber, die wir noch hier bleiben, wünschen bei jedem solchen Abschiede dem Sanatorium ein weiteres, recht segensreiches Wirken.

Eine Schwalbenkolonie (*Hirundo rustica*) vor den Thoren Zürichs.

Von Albert Graf, Zürich.

In einem prächtigen Juni-Abend stieg ich von der Manegg zur Leimbacher-Brücke ins Sihlthal nieder. Ueberm schmalen Kamm der Lägeren stand das Sonnenrad in roter Glut, und mächtige Schatten warf die Baum-Allee am Straßenrand. Von den Hängen klang das Feierabendlied der Amsel, und in Busch und Hag mahnten die kleinen Sängler alle an des Tages Scheiden. Drunten im Thalgrund aber regte sich noch froh das Leben. Eine muntere Schwalbenschlar tummelte sich in ausgelassener Lust überm zur Almend gehörenden Wiesenplan zwischen Berg und Fluß. Tiefen Fluges jagten sie ob dem frisch gemähten Rasen, schwangen sich in leichtem Bogen über die erhöhte Straße, senkten sich dann wieder, daß die weißen Blütenchirme und die Gräserrippen unter ihrem Flügelschlag erzitterten. Andere ergingen sich in Baumeschöh' in tollem Spiel. Jauchzend, neckend, ihre Flugkraft miteinander messend, zankend bei der Jagd nach gleichem Wissen zogen sie ihre mannigfach verschlungenen Bahnen. Wie ein Schiff im hohen Wellengange, so wogten sie hinauf, hinunter in scharfen Bogen um die hemmenden Wipfel, graziösen Fluges schwammen sie ruhig kurze Strecken, um sofort wieder auf und ab zu tanzen, als

ob das Luftmeer in lustigem Wellenspiel sie wiegte. Dort löst sich eine aus der Schar, zu weiterm Ausflug schießt sie sich noch an, streicht den Hang empor gerade meinem Standort zu, ein Schreckensschrei, schon schießt sie durchs Gesträuch, verschwindet in der Schlucht, windet jenseits sich empor, und über die unbebaute Höckerfläche jagt sie auf und nieder; um bald mit gefülltem Schlund ins Thal hinabzusteigen. Andere folgen, bald tummelt sich der Schwarm nun überm Hang, der schon halb im Schlaf versunken ist.

Mein Verwundern über das Vorhandensein so vieler Schwalben wächst, wie ich drunten auf der Höckerstraße stehe. Vor mir liegt ein längeres, einstöckiges Holzgebäude, der Schafschuppen des Herrn König. Angelweit steht je ein Thor auf der Front- und Giebelseite offen, und oben laufen ringsherum rechteckige Luftöffnungen, die durch weit auseinander stehende Eisenstäbe vergittert sind und den ganzen Sommer über nie geschlossen werden. Das dazu gehörige Grundstück, ein Dreipßig, ist auf zwei Seiten eingerahmt von prächtigen Birnbaumreihen. Ueberragt werden sie von den schlanken Pappeln, die den Uferrand der Sihl umsäumen. Welch bewegtes Leben